

Im Paradies [Schluss]

Autor(en): **Greyerz, Otto von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **14 (1910)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573612>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Einer Greisin

Die Sonne selbst, ob noch so schön verklärt,
Muß ihr gefürstet Haupt zum Ende neigen,
Wenn ihre Zeit erfüllt ist — Kein Gebet,
Kein Menschenschickal ändert ihren Weg.
Sie wandelt über Wünschen und Begehren
Unfehlbar ihren Gang.

Doch eh' sie scheidet,
Taucht sie, des Menschen Auge zu entzücken,
In kühlen Abendtau die Feuerglut,
Verhüllt in Schleier ihrer Krone Bliken,
Und wie mit Liebesblicken scheidet sie —
Noch lange, wenn sie tief im Meer versank,
Steht hier ihr Abglanz wie ein freundlich Grüßen,
Ein Rosenschimmer überm schwarzen Wald.

Nun kommt das Dunkel, kommt das Todeschweigen,
Das Graun der Einsamkeit und des Vergessens —
Doch in die finsterste der Nächte dringt
Des schönen Untergangs Erinnern noch.
Wie war sie mild und gütig dieser Welt!
Wie goß sie ihrer Schönheit Fülle hin,
Wie lag ihr Strahl, ein fürstliches Geschmeide,
So warm auf jedem ärmlichsten Geschöpf!
Sie teilte aus, bis sie von hinnen schied,
Ihr letzter Schimmer war Geschenk und Freude.
Drum stehn wir Menschenkinder still entzückt
Und zittern nicht, auch wenn sie untergeht.
Und doch! So schön ist dieses letzte Weilen,
Daß bangend jedes Herz ruft: Bleibe noch!

Otto von Greyerz, Glarisegg.

Im Paradies.

Novelle von Otto von Greyerz, Glarisegg.

(Schluß).

3. September.

Meine Hand zittert noch, wenn ich schreibe, und doch glaubte ich wieder ganz ruhig zu sein. Wer mir gesagt hätte, daß ich mich von einem Manne so führen ließe wie ein Kind, und noch dazu von diesem! Und ohne zu widerstreben, ja, ohne einen Gedanken daran!

Dem Krönungstag zu Ehren und weil das Wetter wieder gut geworden, waren wir nach dem Abendessen noch ausgefahren, d. h. soweit das Tram vordringen konnte. In der Rua da Savo blieb er einfach stecken, so dick standen die Menschen dort. Wir drängten zum Hafen hinunter, um die Beleuchtung zu sehen, Onkel Frank, Herr Luz, Tante Kostja und ich. Die Herren hatten uns abgeraten; aber wir setzten unsern Kopf auf: wir seien keine Püppchen und würden uns schon zu helfen wissen. Gut, also hinein ins Vergnügen! Ein unbeschreibliches Gewühl: Matrosen, Neger, Lastträger,

Soldaten und anderes gefährliches Pack, alles schreiend, pfeisend, lachend, grinsend, Zähne fletschend. Nicht die harmlose Festfreude wie bei uns zuhause. Auch hörte man feindselige Rufe und sah Männer in wilden Banden daherstürmen, gewaltsam, daß alles Platz machen mußte. Der Kaiser ist eben nicht überall beliebt; doch wurden wir nicht klug daraus, ob das höhnische Gejohle ihm galt oder wem. Unheimlich war's. Am Hafen konnten wir kaum etwas sehen von der Illumination der Schiffe; wir sahen bloß Raketen aufsteigen und hörten die Kanonenschüsse von den Forts. Es war kein Vergnügen. So kehrten wir wieder um, durch die Rua Duvidor, die immer am schönsten illuminiert sein soll. Großartig war's allerdings, diese Tausende von Gasflämmchen, die sich den Häusern entlang und quer über die Straße wie feurige Girlanden zogen. Aber kaum vorwärtszukommen. An einem eleganten Kaufhaus

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

waren das brasilianische Wappen und der Name des Kaisers durch Flammen dargestellt. Wir säumten einen Augenblick, ein Trupp Soldaten lärmte daher und drängte uns auf die Seite. Als wir weiter wollten, hatten wir Onkel Frank und Tante Rosita verloren. Wir wollten sie einholen, aber vergeblich. Wie ich mich nach einem hell erleuchteten Laden umsehe — schneller als gesagt, fühle ich mich gefaßt, ein schmutziges Gesicht mit trunkenen Augen will — ich mag's nicht sagen — Aber im gleichen Augenblick trifft ihn ein Faustschlag aufs Kinn, ein zweiter schlägt ihn über den Haufen. . . Herr Luz packt mich fest bei der Hand und zieht mich durch das Gewühl fort. Ich lief mit, blindlings, wie er mich führte, sicher geborgen. Seine Hand hielt mich immer gleich fest, bis wir plötzlich vor dem Gartenportal standen. Da gab er mich frei. Ich danke ihm für die „Rettung“. Er lachte gutmütig und sagte bloß: „Gern geschehen!“ Und dann noch: wir wollten die andern nicht erschrecken, sie brauchten es ja nicht zu wissen.

Mir auch recht. Sie waren schon in tausend Mengen um mich.

Jetzt noch fühle ich seinen Griff an meinem Handgelenk, wie ein Armband, ein festes.

4. September.

Der Berner hat uns heute von seinen Schicksalen erzählt. Man muß es mit Fragen aus ihm herausbohren. Dann hört man ihm aber gerne zu; er bleibt so brav bei den Tatsachen und tut nichts drum und dran. Auch schaut er mich anders an, nicht mehr mit diesem insistenten Blick; wenn er lacht, ist er ganz wie sein Vater.

Von seiner ersten Zeit in Argentinien erzählte er, wie er ohne Diplom und Titel ankam, als Kohlenträger und Lokomotivheizer sein Brot verdienen mußte. Vom Leben in den Pampas, auf der Bahnstrecke, als Brückenbauer. Von der Hitze dort — so drollig sagte er das — wie die Schuhnägel einem die Sohlen verbrannten. Jetzt ist er an der Neuquen-Bahn, die bis zu den Cordillieren führen soll, im Dienste einer englischen Gesellschaft, die ihn für fünf Jahre als Brückeningenieur, wie es scheint unter sehr guten Bedingungen und mit Aussicht auf die Direktion des Ganzen, engagiert hat. Das Schlimme sei, daß er in Fuerte Rocca Station nehmen müsse. Fuerte Rocca, zur Zeit des Indianerfeldzuges vom General Rocca als Garnison angelegt, dann, nach dem Frieden, eine verfrachtete Kolonie, muß ein schreckliches Nest sein. Der Inbegriff von Staub und Dreck, wie er sagt. Da muß er jetzt leben, wenigstens ein paar Jahre, bis er Direktor wird. Dann kann er rasch verdienen und sich frei machen. Er hat schon andere große Pläne für später. Und um dessentwillen

hat er sich binden lassen und will in Fuerte Rocca aus- halten! Unter den Menschen! Er allein!

5. September.

Wie's zum Ende drängt! Die Reisegesellschaft scheint gefunden. Herr Diego Gomes. Aber den Platz auf dem Schiff — Espérance heißt es — brauchen wir noch nicht zu nehmen, sagte Onkel Frank heute bei Tisch; es habe keine Gefahr damit. Ich muß nun bald der Großmama etwas Definitives schreiben.

6. September.

Das war ein Tag!

Mein Leben ist wie ein Kinderspiel gewesen — bis heute. Bis zu dieser einen Stunde, wo. . . Aber wie kann ich das schreiben! Ich kann ja kaum denken. So hat es mich bis ins Innerste erschüttert. Also das ist die Liebe? Etwas so furchtbar Ernstes, wie ein Erdbeben in der Seele, wie ein Weltuntergang! Ja, so ist es. Wie wenn die Welt untergegangen wäre, wie wenn alle Dinge und Menschen um mich her ihren Sinn und Wert verloren hätten — und nur Eines noch, das besteht und fest steht und das ganze Dasein ausfüllt. Ich selbst bin wie mitverschwinden. Ich kenne mich nicht mehr, ich bin ein anderes geworden. Oder ich bin nichts, und die Liebe ist alles.

Ach, keine Worte mehr! Es gibt nur ein Wort: Er liebt mich. . . Oder ich liebe ihn. Es ist das selbe; es ist das Einzige, was es jetzt gibt. . .

Was wird aus mir!

7. September.

Was wird aus mir! Ja, darüber muß ich denken, denken lernen.

Aber bis ich's kann, will ich ihn festhalten, den großen einzigen Augenblick, wo das Leben mir aufgegangen ist. Mag werden, was will, dieser einzige Augenblick geht mir nie verloren.

Ich saß, lang vor dem Frühstück, im Garten unter dem Eukalyptus, wo ich am liebsten bin. Es war ein unbeschreiblich schöner Morgen. Wie ich saß und las und nichts dachte, kam er plötzlich, aber ganz ruhig auf mich zu.

„Darf ich mich zu Ihnen setzen?“ fragte er. Seine Stimme klang warm und gut, seine Augen glänzten feucht, wie vom Abglanz eines schönen Traumes.

Ob ich auch die frühe Morgenstunde liebe, fragte er. Und dann lange nichts. Wie er so neben mir saß, in der ganzen Schlichtheit und Wahrheit seines Wesens, brüderlich oder wie ein guter Freund — es war mir ganz frei und wohl in seiner Nähe. Und ruhig, ohne mich überraschen zu wollen, sagte er nach einer langen Weile: Nun müsse er bald verreisen, seine Zeit sei um. Und von Fuerte Rocca sprach er, wie armselig das sei und wie einsam sein Leben.

„Glauben Sie,“ sagte er, indem er ruhig vor sich hin sah, „glauben Sie, daß ein braves Mädchen aus Liebe einem Mann dorthin folgen würde?“

„Ja,“ sagte ich, „das glaube ich.“

„Ich glaube es auch,“ sagte er; „aber das wäre eine seltene Liebe.“

„Gewiß,“ sagte ich, „die große Liebe muß etwas Seltenes sein, sonst wäre mehr Glück auf der Welt.“ Und indem ich das sprach, geschah das Wunder in mir — ich fühlte diese Liebe in mir ausbrechen und aufquellen; es war eine Seligkeit. Wie ein Geschenk vom lieben Gott trug ich's in mir, die Gewißheit: du bist würdig befunden, sie zu haben, zu hegen und zu geben, diese seltene Liebe.

Er saß vornübergeneigt, den Blick auf den Boden geheftet. Ich empfand die ganze Demut seines Herzens aus dieser Haltung. Vielleicht lag ihm die Frage auf der Zunge und konnte sich nicht lösen, vielleicht war's etwas anderes; aber er schwieg, lange Zeit.

Endlich fragte er:

„Reisen Sie wirklich schon bald?“

„Ja,“ sagte ich; aber ich mußte alle Kraft zusammenehmen. „Ja. Meine Großmama erwartet mich.“

„Haben Sie sie sehr gern?“

„Ja,“ sagte ich, „von Herzen! Sie hat von Kindheit an nur Gutes an mir getan; was ich bin, verdanke ich ihr; sie ist sehr alt und ganz allein.“

Ich weiß, daß meine Stimme zitterte; aber ich nahm mich fest zusammen, den ruhigen Ton aufrechtzuhalten. Aber ich war am Ende mit meiner Kraft.

Da stand er auf, schaute mir voll Liebe in die Augen und reichte mir die Hand. „Vergessen Sie mich nicht ganz, wenn Sie dann drüben sind. Ich habe Sie sehr lieb bekommen.“

Damit wandte er sich rasch und verließ den Garten. Ich habe ihn nicht mehr gesehen.

8. September.

Es ist alles vorbei. Denn er ist fort, ohne Abschied fort. Ich sehe ihn vielleicht nie wieder.

Einen Tag habe ich das Glück der Liebe gekannt, jetzt kenne ich ihre ganze Bitterkeit.

Nach einer schlaflosen Nacht voll quälender Würfe trieb's mich mit aller Gewalt zu ihm — mit Sonnenaufgang war ich im Garten, wartete Stunde um Stunde — er kam nicht.

Er muß das Haus schon gestern nacht verlassen haben. Sein Gepäck, heute früh, war fort.

Und alles durch meine Schuld. Nur ein Wort, ein Blick der Liebe, und es hätte alles gut kommen können. Aber ich schwieg — und so schwieg auch er. So hoch hat dieser Mann mich geachtet — mich! Um meinetwillen kam er hierher, und um meinetwillen ging er

von dannen, still und demütig. Ich habe nicht gewußt, daß es solche Männer gibt. Nun weiß ich es durch diesen Einen. Auch das ist Gewinn. Ich danke dir, du Einziger!

* * *

Hier hielt Schwester Lydia inne und legte die Blätter vor sich hin.

„Ist es zu Ende?“ fragte tonlos Frau Leonie.

„Ja, zu Ende!“

Dann saßen sie eine Weile in tiefem Schweigen. Die Sonne war hinter den Baumkronen hinabgesunken, ein kühler Wind strich durch den Garten.

„Mich fröstelt,“ sagte Frau Leonie, „gehen wir hinein!“

Sie standen auf. Die Schwester geleitete die Blinde ins Haus. Das Marianneli stand unter der Türe, unwillkürlich, was es tun sollte.

„Ein ander Mal, liebes Kind,“ sagte Frau Leonie, als sie seine Stimme hörte. „Ein ander Mal, heute nicht mehr!“

Als sie sich drinnen gesetzt und die Magd ein Kaminfeuer entzündet hatte, fragte Frau Wild die Schwester noch einmal nach dem Datum des Briefes und dem der Abreise.

„Am 12. Oktober geht das Schiff.“

„Also in acht Tagen!“ sagte Frau Leonie vor sich hin und versank wieder in tiefes Schweigen. Aus ihrer Seele tauchte ein Bild hervor: eine Hünen-gestalt von einem Mann, der ein schwaches Weib sachte von seinem Rücken zur Erde gleiten läßt und zur Treppe der Mollere führt. Und aus diesem einen Bild gehen andere hervor, deutlich und lebendig, wie sie sich ihr ins Herz gegraben haben: jener Augenblick vor der Türe der jungen Frau, als ihr der Unbekannte gute Nacht sagte, seine Augen, seine Stimme, ja das Gefühl bei der Berührung seiner Hand — alles noch lebenswarm wie ein Ereignis von gestern. Jene Morgenstunde dann, wie sie durch die Vorhänge ihres Fensters den Fremden Abschied nehmen sah, lebwohl rufen und fortreiten, fort, fort für immer. Wie er das Pferd anhielt, den Satteltgurt anzog, dem Tier auf den Hals klopfte und sich hinaufschwang . . . und endlich, wie er sich am Saum des Wäldchens noch einmal umwendet, zögert — ja, er zögert noch, es hält ihn noch etwas, o Gott, und er ahnt nicht, daß da drunten in dem schönen Hause, dessen Fenster in der Morgen-sonne lachen, ein Herz nach ihm schreit . . .

Und dann nichts mehr von ihm, solange sie gelebt.

Wie war es nur möglich gewesen, dieses unselige Verkennen? Auch das steht klar vor ihr; sie sieht das neugierige Lächeln des Bruders bei seiner Frage — und noch einmal, als stünde er vor ihr, wirft sie den Kopf zurück; sie kann nicht anders.

Und nun soll dieses Schicksal sich an dem Kinde ihres Herzens noch einmal vollstrecken? Sein Lebensglück ihr zum Opfer gebracht werden? Nein, o nein, das ist zuviel verlangt, und noch ist ja Zeit, noch ist Nat, Gott sei Dank!

„Liebe Schwester,“ wendet sie sich an Lydia, die schweigend neben ihr sitzt und in den wieder entfalteten Blättern liest, „Ihr reist morgen, nicht wahr?“

„Ja, morgen; es läßt sich nicht ändern.“

„Ich muß Euch noch um einen Dienst bitten, den mir jetzt niemand anders leisten kann. Keine Stunde darf ich damit säumen. . . Ich kann das, was das Kind für mich tun will, nicht annehmen. Ganz deutlich fühle ich's: es darf nicht sein. Tut mir den Gefallen und schreibt die Depesche: ‚Nicht abreisen! Brief folgt-Großmama.‘ Das ist alles. Die Adresse wißt Ihr. Den Brief wird der gute Doktor schon übernehmen.“

Schwester Lydia, die diese Wendung gefürchtet hatte, wollte Einspruch erheben. Sie gab den verlassenen, hilflosen Zustand zu bedenken, dem Frau Leonie entgegengehe, und machte geltend, daß Hilbi jung genug sei, dieses Opfer darzubringen, das ja kein ewiges sein könne. Auch werde sie es nicht umsonst gebracht haben, sondern das Glück der Liebe, nachdem sie es sich in schwerer Prüfungszeit verdient, nur umso reifer genießen.

„O ja,“ sagte Frau Wild bitter, „man müßte nur sicher sein, daß das Leben Wort hält, wenn man es der Tugend verpflichtet! Nein, Liebe, seid nur erst gegen Euch gerecht: Ihr und ich, wir haben es erfahren, daß des Lebens Mai nur einmal blüht. Soll ich schuld daran werden, daß sich das an meinem Kinde wiederhole? Was liegt viel an mir! Aber dort, dort ist ein Lebensglück zu gründen. Kommt, laßt uns ihnen helfen! Und laßt das Guern Abschied sein, daß Ihr mir etwas zuliebe tut. Das ist besser als Worte, die das Gemüt erweichen.“

Die Schwester erwiderte nichts; voll Verehrung küßte sie ihre mütterliche Freundin auf die Stirne. Dann schrieb sie die Depesche, las sie Frau Leonie vor und steckte das Blatt zu sich. Und so, ohne weitere Worte, nur mit einem warmen Händedruck, nahm sie Abschied.

* * *

Die Morgennebel lagerten noch auf der Aare und an den Hängen des Gurtens, als Doktor Luz gegen Mittag zur Liebegg hinanstieg. Er achtete kaum darauf, wie die Sonnenscheibe, einen schönen Tag heraufführend, durch den Nebel drang. Seine Gedanken drehten sich um die seltsame Nachricht, die ihm Schwester Lydia am Abend noch hatte zukommen lassen. Frau Wild habe ihrer Enkelin abtelegraphiert und erwarte den Besuch ihres Freundes, um durch ihn an Hilbi ausführlich zu schreiben. Daß Frau Leonies Entschluß durch jene Tage-

buchblätter, deren Inhalt er nicht kannte, herbeigeführt worden sei, das konnte er sich wohl denken. Aber im übrigen blieb ihm alles rätselhaft. Eilig und beklommen langte er auf der Liebegg an.

Die alte Magd, die schon lange nach ihm ausgeschaut hatte, empfing ihn mit jämmerlichem Gesicht.

„Ach, Herr Doktor,“ sagte sie so leise, als ihre Aufregung es zuließ, „sagt doch, ist es wahr, was unsere liebe Frau mir gestern gesagt hat? Daß sie blind werden muß? Nein, nein, sagt, das wird der liebe Herrgott ihr doch nicht antun!“

„Doch, gute Lisette,“ sagte der Arzt, „ganz blind. Da müßt Ihr eben Eure Augen von jetzt an umso besser brauchen!“

Die Alte wollte nun erst recht einen Jammer anheben. „Aber, wo ist sie,“ unterbrach der Doktor, „und wie geht's ihr heute? Hat sie schlafen können?“

„Ja, Gott sei Dank, am Schlafen hat's nicht gefehlt. Fast ist's des Guten zuviel, dünkt mich. Schon drei-, viermal bin ich klopfen gegangen und habe keinen Bescheid bekommen.“

„Was, nicht einmal gefrühstückt?“

„Ich hab halt nicht hineindürfen! Ach Herrjeh, längst ist's gerüstet gewesen, der Kaffee und alles. Aber sie hat mir's gesagt, gestern abend, wo ich sie ins Bett gebracht habe, hat sie's mir gesagt. Ich soll sie ausschlafen lassen, hat sie gesagt, und nicht ins Zimmer kommen; es sei noch früh genug, wenn der Herr Doktor da sei.“

„Ich kann mir's denken,“ sagte der Doktor, um sie zu beruhigen; „sie hat die Nacht nicht schlafen können und will's nun nachholen.“

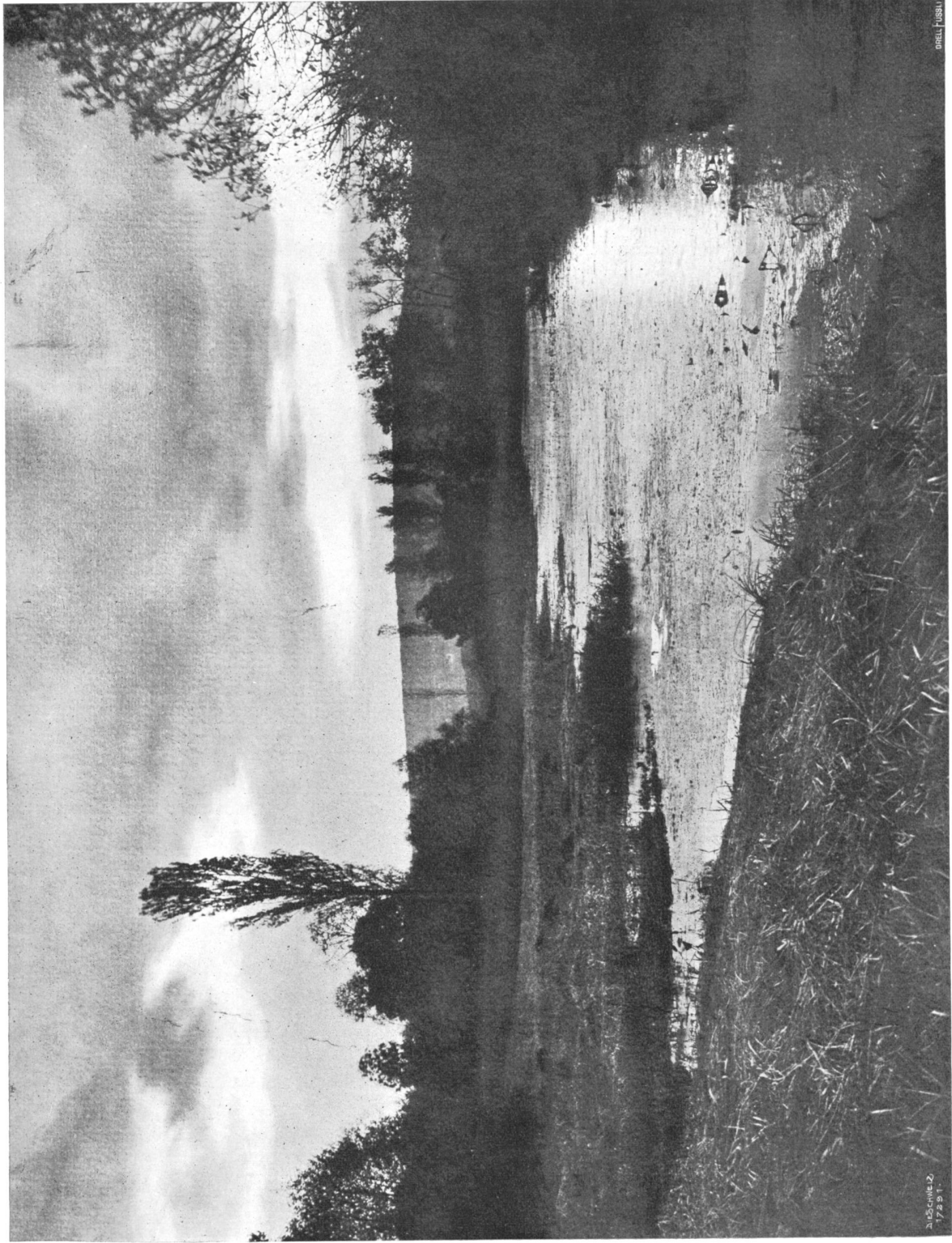
„Das wird's sein, just das! Ach, die arme Frau, wenn sie nur immer schlafen könnte, so wär's das Beste für sie.“

Der Doktor war auf den Fußspitzen durchs Wohnzimmer gegangen, klopfte jetzt leise an der Schlafzimmertüre an und horchte. Als alles still blieb, öffnete er vorsichtig.

„Schläft sie noch immer?“ fragte die Magd, die ihm ins Wohnzimmer gefolgt war.

„Ja,“ sagte er und gab ihr ein Zeichen, sich zu entfernen. Aber sein Auge haftete auf dem Gesicht der Schlafenden. Etwas Starres, das er nicht kannte, lag in den Zügen. Mit einer furchtbaren Ahnung trat er rasch ans Bett, ergriff ihre Hand — kalt! Er beugte sich nieder — kein Atemzug! Keine Spur des Lebens mehr.

Was war hier geschehen? Ruhig wie eine Schlafende lag sie ausgestreckt, die Augen, die keine Binde mehr verhüllte, völlig geschlossen; nur eine Spannung um den Mund und das Kinn störte durch einen Zug unerbittlichen Ernstes das friedliche Bild.



ALTSCHWEZ
1891

OBRI-FUSSLI

Abendstimmung im Limmattal.

Nach einem Kohlendruck von Ph. & E. Link, Zürich.

Jetzt erst bemerkte der Doktor in der linken Hand, die auf dem Federbette lag, ein braunes Fläschchen. „Morphium“ stand darauf.

Er steckte es zu sich und verschloß die Türe. Er wollte allein sein. Er fühlte, daß er berufen sei, hier ein Schicksal zu verwalten. Es war der deutliche Wille seiner Freundin: er zuerst sollte sie so finden, ihm wollte sie ihre eigenmächtige Tat anvertrauen und damit ihren Ruf, vielleicht ein heiliges Vermächtnis.

Aber noch war alles Rätsel und Nebel um ihn her. Eines stand ihm fest: diese Tat war keine feige Flucht aus dem Leben; wer mit solcher Fassung das Schicksal der Erblindung auf sich genommen, der konnte nicht so rasch der Verzweiflung darüber anheimfallen. Das war es nicht, das sicher nicht.

Indem er seinen Blick, der auf der Toten geruht hatte, von ihr abwendete, fiel ihm ein Blatt Papier in die Augen, das neben dem Bett über einem Briefumschlag lag. Mit großen Buchstaben, die ohne Ordnung und Richtung über die Seite liefen, stand darauf geschrieben:

„Lasset das, macht unsre Kinder glücklich und lebet wohl!
Leonie Wild.“

Es war das Tagebuch ihrer Enkelin, was er lesen sollte.

Er wollte sich hinsetzen, um den Willen der Verstorbener zu erfüllen, als es an die Türe klopfte. Die alte Lisette war es. Sie wollte Bescheid wissen, wie es um ihre gute Herrin stehe.

„Nun, Lisette,“ sagte der Doktor freundlich, indem er ihr öffnete, „das habt Ihr nicht gedacht, daß Euer Wunsch sich so erfüllen werde.“

„Um Gottes willen . . .“

„Nein, jammert nicht! Ihr habt ihr selber gewünscht, daß sie nur immer schlafen könnte . . .“

„Tot, tot?“ schrie die Aermste und brach am Bett der Entschlafenen nieder, deren Hand sie mit ein paar ehrlichen Tränen benetzte.

Geduldig ließ der Doktor sie ausjammern. Endlich, als sie sich ein wenig gefaßt hatte und wieder sprechen konnte, meinte sie: wenn sie nur mit ihrer lieben Frau hätte zusammen sterben dürfen; es sei doch keine Gerechtigkeit, daß so eine Ausnahmefrau, welcher weit und breit keine das Wasser reichen dürste, mir nichts dir nichts von der Welt wegmüsse und dagegen ein armes Hudelweiblein, so ein Nebenausfraueli wie sie, der niemand mehr etwas nachfrage, am Leben bleibe. Mit niemand wäre sie lieber zusammen gestorben, und es dünke sie, der liebe Gott hätte ihr wohl den Gefallen tun können. Es wäre grad schön in einem gegangen; wenn's ein Schlag habe sein müssen, hätte es gerade so gut sie beide treffen können.

„Ein Schlag wird's doch gewesen sein?“ wandte

sie sich zum Arzt. „Sonst wüßte ich in aller Welt nicht, was ihr gefehlt haben könnte!“

„Ein Schlag, ja, ja, ein Schlag ist's,“ sagte der Doktor, den Einfall der Alten gerne aufgreifend. Dann aber drängte es ihn, allein zu sein, um aus den Tagebuchblättern, die er in der Hand hielt, die Lösung des Rätsels zu schöpfen.

Er ließ die treue Magd am Totenbett allein und ging ins Freie. Die Sonne hatte jetzt den Nebel aufgefogen und verklärte mit den Strahlen die Landschaft. Es zog ihn nach dem stillen Sitz auf der Terrasse, wo Frau Leonies Stuhl noch stand, wie sie ihn gestern verlassen. Als ob sie ihm zur Seite säße, nahm er auf seinem gewohnten Sitze Platz und vertiefte sich in die ihm anvertrauten Blätter.

Als er vom Erscheinen seines Sohnes im Morellschen „Paradiese“ las, dämmerte eine Ahnung von Möglichkeiten in ihm auf. Er erinnerte sich eines längst vergangenen Tages. Der Junge saß im Garten und schien zu lesen; als sein Vater unvermutet hinzutrat, suchte er rasch eine Photographie in den Blättern seines Buches zu verbergen, das Bild eines jungen Mädchens; Dr. Luz glaubte Hilbis Züge zu erkennen, aber Gedanken hatte er sich weiter keine gemacht. Ferdinands Gleichgültigkeit gegen Mädchen, sein Drang nach einem Leben in wilder Fremde ließ beides nicht vermuten, daß eine stille Liebe ihn an die Heimat fehle.

So war also die Sehnsucht nach dem Mädchen, das er an die drei Jahre nicht mehr gesehen, in der Verlassenheit der argentinischen Steppe wieder erwacht? Und um sich die Gewißheit zu verschaffen, daß sein Verlangen nicht einem selbstgeschaffenen Phantom nachjage, sondern einer Wirklichkeit von Fleisch und Bein, hatte er die weite Reise unternommen. Der junge Mann traute der Schwärmerei des Jünglings nicht mehr, aber er gab den schönen Glauben auch noch nicht preis. Nur einer scharfen Probe wollte er ihn aussetzen. Und war sie bestanden, die Probe, dann — ja, dann kam die große Frage, ob er der Mann sei, solch ein Kleinod zu erwerben. Die köstliche Frucht sollte dem Verlangenden nur reif und freiwillig in den Schoß fallen.

So verstand Doktor Luz seinen Sohn. Und nun folgte er mit klopfendem Herzen dem Gang der Ereignisse. Er sah das liebe Mädchen vom plötzlichen Frühlingsturm der ersten Liebe ergriffen, bis in die Tiefe erschüttert und doch außer Stande, dem mächtigen Gefühl nachzugeben, weil ihr Herz in den Banden kindlicher Anhänglichkeit und Dankbarkeit befangen war und im Banne des seltenen Mannes lag, der da neben ihr saß unter dem Eukalyptus, und dieser Mann, obgleich es ihn nur ein Wort gekostet hätte, wie die Klugheit es riet, vermochte es doch nicht dieses Wort zu sprechen;

so hoch galt ihm der Friede dieses Mädchenherzens, auch jetzt, wo er es zu einer selbstvergeffenen Hingabe bereit glauben durfte.

Und nun, als der Doktor so weit gelesen hatte und die Blätter gedankenvoll zusammenfaltete, versetzte er sich in die vertraute Seele seiner Freundin. Schritt für Schritt suchte er den Weg zurück, den sie so entschlossen gegangen war — immer klarer und notwendiger erschien ihm das feste Gefüge ihrer herzhaften Gedanken, immer reiner ihre Tat. Die Einwände und Zweifel, mit denen er der teuren Frau, als säße sie ihm gegenüber, in die Augen drang, lösten sich auf und zerrannen in Nichts wie die letzten schleichenden Nebel da unten über der Aare. Ihr Tod war ein freies Liebesopfer. Um dem geliebten Kinde auch die letzte Trübung des Glückes zu ersparen, griff sie eigenmächtig in das blinde Schicksal, das die Verwirrung nicht lösen wollte. Sie starb, damit andere ohne Vorwurf und innern Zwiespalt sich des Lebens freuen konnten. Darum hatte sie auch das Geheimnis ihres Sterbens den Händen des bewährten Freundes anvertraut; sie schämte sich ihrer Tat nicht vor ihm, sie bekannte sich dazu; aber mit der Auforderung „Macht meine Kinder glücklich!“ gab sie ihm den Wink, das Geheimnis so zu verwalten, daß aus ihrem Opfer auch ein wirkliches Glück hervordühen könne.

Ja, das wollte er. Frau Leonies Tod sollte Segen bringen über die Kinder. Dem Mädchen sollte er erscheinen wie eine natürliche Schicksalsfügung, die seinem Glück im rechten Augenblick das verammelte Tor sprengte. Das war, er zweifelte nicht, der Wunsch der Sterbenden gewesen.

Seinem Sohn gegenüber empfand er anders. Ihm war er entschlossen die ganze Wahrheit zu offenbaren. Er sollte es wissen, welcher Tat weiblicher Großmut er sein Lebensglück verdanke, und das Geheimnis sollte zum stillen Verbündeten seiner Liebe werden. Wenn er einst den Tag gekommen glaubte, der ihm zu reden gebot, weil er der unwandelbaren Liebe seines Weibes gewiß war, dann mochte auch das geschehen. Sein Herz mußte ihn da leiten.

Also beschloß es der Vater, und es war ihm, als spürte er den festen Händedruck, mit dem sein Ferdinand ihm versprach, den Willen der Verstorbenen zu erfüllen.

Es war Mittag geworden, als Doktor Luz sich aus seinen Gedanken erhob, um den Heimweg anzutreten und den nächsten Pflichten nachzugehen, die der Tod der Freundin ihm als dem Nächststehenden auferlegte.

Noch einmal betrat er das stille Haus und das noch stillere Sterbezimmer. Während er am Bette der Toten stand, ganz ins Anschauen der geliebten Züge versunken, hub in der Ferne das Mittagsgeläute der Münstererglocken an. Er ging und öffnete das Fenster. Die frische Herbstluft strömte herein, und mit ihr wallte und wogte der eherne Dreiklang daher, breit und mächtig wie ein Choral, Stimmen aus einer höhern Welt, Verkündigerinnen einer milden Gerechtigkeit, die wie die Sonne des Tages leuchtet und strahlt zum Trost aller irrenden Menschen.

Jetzt hatten sie ausgeklungen.

Noch einmal wandte der Arzt sich zum Lager der Toten. Er meinte schon ein Lächeln auf ihrem Antlitz zu finden. Aber starr, unbeweglich ernst blickten die Züge.

Unerbittlich ist der Tod . . .

Geistliche Walküren-Allüren.

Nachdruck verboten.

Eine lustige Reitergeschichte von Ignaz Kronenberg, Meyerskappel.

Hojotoho! Hojotoho! Heiaha! Heiaha! Habei! Habei! Heiaho! Das fängt gut an, nicht wahr! Hüpfst es da nicht wie Galopp und Trab! Hussa, Walkürensang, Walkürenluft! Aber das hat doch mit „Geistlichkeit“ nichts zu tun? Hat man je so etwas erlebt! Nur flott aufgesessen und mitgeritten! Jetzt kommt's.

Jrgendwo im schönen Schweizerlande — ach was, der Leser findet ja bald heraus, daß da Münster (Luzern) gemeint ist — wird das Fest der Auffahrt Christi besonders feierlich begangen. Die breite Hauptstraße herauf kommt da am Nachmittag eine wunderschöne Prozession hoch zu Ross. Am Morgen früh, um fünf Uhr, waren sie ausgezogen, die betenden Reiter, und haben in weitem Bogen die Ortschaft umkreist, und das Viehern der Pferde — manchmal über zweihundert — vermischte sich mit dem Gesang der Vögel, dem Gebet der Reiter und den geistlichen Liedern zu einer wunderbaren Symphonie. Gegen Westen zog man aus, und von Osten her naht sich der Zug gegen drei Uhr nachmittags wieder der Ortschaft und entfaltet zum Einzug die größte Pracht. Voran ein Reiter im wallenden roten Mantel mit der Stiftsstandarte, einer ehrwürdigen dreieckigen Flagge, dann der silberglänzende St. Michael, Patron des

Stifts*), auf einer Stange von Ebenholz, Kirchenlieder mit Fahnen und brennenden Laternen, umwallt von weißen Spitzengewändern, gegürtet mit dem Cingulum des Priestergewandes, eine Blechmusik. Und ein ganzer Chor von Geistlichen, in prächtige Tüll- und Filzspitzen gehüllt, bildet die nächste Umgebung des Priesters, der das hochwürdigste Gut trägt unter dem seidenen Baldachin, den vier Reiter tragen, die manchmal Mühe haben, ihre durch die Musik und das festliche Gedräng erregten Pferde so zu leiten, daß der Baldachin stets über dem in herrlichem weißem Spitzengewand prangenden Zelter des Allerheiligsten tragenden Priesters schwebt. Unter vielen Triumphbogen hindurch aus Tannengrün und Blumen sind sie gezogen, bis sie bei der Rückkehr mitten im Flecken den größten und schönsten passieren, unter welchem der feierliche Segen erteilt wird. Kavalleristen in schmucker Uniform sprengen zwischen den langen Reiterlinien auf und ab und halten Ordnung, zeigen dabei aber auch nicht ungerne ihre Reiterkünste.

Es ist eine wahre Sünde an der Kunst und an unserer Heimat, daß noch nie ein Maler sich daran gemacht hat, dies

*) Ueber das Chorherrnstift Münster s. „Die Schweiz“ XIII, 1909, 134 f.